

# »LOCKER BLEIBEN!«

CÉLINE MOINET ÜBER DRUCK, DAS MITEINANDER UND DIE OBOE

Von Klaus Härtel

Verabredet war ein Spaziergang durch Dresden. Céline Moinet, erste Oboistin der Dresdner Staatskapelle, sollte dabei über ihre Musik sprechen. Über ihre neue CD und natürlich die Oboe. Teil 1 des Plans ging etwas schief. Die Semperoper als Ausgangspunkt war noch kein Problem, den Zwinger schaffte man so gerade noch. Die sibirische Kälte ließ dann aber nur eine Möglichkeit zu: die Flucht in Céline Moinets Stammcafé »Pau Pau«. Teil 2 des Plans aber – der Unterhaltung – tat das keinen Abbruch.

Céline Moinet hat, gelinde gesagt, etwas zu sagen. Sie erzählt gern, schweift gelegentlich ab. Die Frage, die man stellt, wird mehr als beantwortet. Sie sinniert, schaut nachdenklich in die Gegend. Oder sucht sie die Worte? Eher nicht. Sie spricht mit französischem Akzent, doch ihre deutsche Grammatik ist perfekt. Sie lacht, ihre braunen Augen schimmern, sie leuchten, wenn sie von ihrer Arbeit erzählt: Es gibt wohl schlimmere Arbeitsplätze als die Dresdner Semperoper. Von hier kann Céline Moinet zu Fuß zur Hochschule gehen, wo sie ihre Studenten als Professorin unterrichtet. Die Oboistin erzählt, dass man das Gefühl ja kenne, dass in einer besonderen Umgebung ein besonderer Geist zu spüren sei. Vor allem, wenn man neu ist. Das Gute an der Semperoper? »Das Gefühl bleibt!« Sie lacht laut. Bislang habe sich noch keine Routine eingestellt – und der erste Arbeitstag liegt schon eine Weile zurück. Genau zehn Jahre.

Dresden – Elbflorenz genannt – ist eine kulturell und geschichtlich reiche Stadt. Architektonisch ist sie schon durch die Altstadt mit Frauenkirche, Semperoper und Zwinger ein Erlebnis. An der Elbe aber kann man eben auch Musikgeschichte atmen. Die Liste der Komponisten, die hier in der Vergangenheit lebten und wirkten – um nur eine kleine Auswahl zu nennen: Schumann, Bach, Weber, Wagner, Strauß, Schütz – scheint schier endlos. »Mein Traum war es immer, in Deutschland zu arbeiten«, schwärmt Céline Moinet von der nach wie vor bemerkenswerten Orchesterlandschaft Deutschlands. »Deutschland ist das Land für einen klassischen Musiker.« Außerdem

habe sie nie »besonders französisch geklungen«, findet sie. Sie habe immer schon eher geklungen, wie man es in Deutschland mag. »Saftiger, wärmer, dunkler – natürlicher irgendwie.« Dahingehend brachte sie also perfekte Bedingungen mit.

Befeuert wurde der Wunsch noch durch eine Sommerjugendorchesterphase – der Oboendozent spielte bei den Berliner Philharmonikern – und den Erasmus-Austausch nach Karlsruhe. Doch »natürlich musste ich in Deutschland neu lernen – weil es doch anders ist als in der Uni. Und ich wusste nichts vom Klang! Meine ersten Schritte in Deutschland – zunächst für anderthalb Jahre in Mannheim – waren eine gute Schule, weil ich sehr viel neues Repertoire lernen musste. Deutschland war eine große Herausforderung.«

»Man muss die Vibration erleben und akzeptieren – nicht dagegen arbeiten.«

Dass es überhaupt die Oboe wurde, war auch ein bisschen Zufall. Oder auch Schicksal. »Meine Eltern waren beide keine Musiker – sie haben vermutlich nicht einmal gewusst, was eine Oboe ist«, lacht die Musikerin. Aber nachdem alle vier älteren Geschwister hobbymäßig ein Musikinstrument spielten, wollte sie das eben auch. »Als ich die Oboe sah und hörte, wusste ich: Das gefällt mir, das mach ich.« Sie gibt zu, dass beim Blick auf die silbern glänzenden Klappen auch ästhetische Gründe eine Rolle gespielt haben.

Frankreich habe sehr viele gute Oboenlehrer, erzählt Céline Moinet. Sie selbst hatte einen davon. »Mein erster Lehrer war ein älterer Herr, sehr streng«, erinnert sie sich. »Das war schon richtig tough!« Druck gab es von zu Hause überhaupt keinen, denn Célines Eltern hatten keinerlei Ambitionen für eine Musikerkarriere. Céline schon. Angst, gibt sie zu, habe auch ein klein bisschen mitgespielt: »Oh Gott, ich muss üben.« Beim Gedanken daran schmunzelt sie. »Ich glaube, ich habe einen natürlichen Zugang zum Instrument. Technisch konnte ich schon sehr früh sehr viel.«

Der Druck kam dann in Paris. Am Conservatoire national supérieur, der Institution in Frankreich, ist das Konkurrenzdenken immens. Als 17-Jährige kann man da schon Angst bekommen: »Man ist jung, man ist fragil und muss das Konkurrenzdenken erst lernen.« Doch sie beruhigt lachend: »Wir sind alle was geworden. Die Ängste verschwinden mit dem Älterwerden.« In Deutschland studiere man später und länger. »Das macht weiser und gelassener.«

Sie spielt damit auf ihre Professorenstelle an. In ihrem Unterricht stecke sehr viel Erinnerung an den eigenen Unterricht. Sie sei »schon streng, vor allem aber ehrlich. Ich baue den Studenten keine Luftschlöser. Ich kenne die Realität des Berufs, und die ist nun mal hart. Selbst die besten bekommen nicht automatisch einen Job heutzutage. Ich versuche trotzdem, dass sich die Konkurrenzsituation nicht negativ ausstrahlt. Wir arbeiten miteinander.«

»Miteinander« ist ohnehin ein Wort, das der Französin oft über die Lippen kommt. Céline Moinet ist keine dieser Solistinnen, die mit Elbögeneinsatz ihre Karriere vorantreiben wollen. Ihr ist wichtig, »gemeinsam etwas entstehen zu lassen«. Mit der Betonung auf »gemeinsam«. Von den vielen Dirigenten, mit denen sie bereits arbeitete – Christian Thielemann, Zubin Mehta, Claudio Abbado, Andris Nelsons –, würde sie keinen hervorheben. »Alle haben ihre Ausstrahlung, ihre Aura. Ich habe tatsäch-

lich von jedem was mitgenommen.« So gerne Céline Moinet nun aber auch in der Dresdner Staatskapelle spielt, so ungern würde sie dies ausschließlich tun. »Es ist mir wichtig, Zeit für »mein Ding« zu haben. Auch, damit ich mich weiterentwickle.« Nur im Orchester zu spielen, wäre für sie auf eine gewisse Art und Weise »ungesund. Routine geht nicht. Ich brauche etwas, das mich fordert, ja stresst. Dann muss ich üben – und ich übe gerne!« Heute basiert die Karriere der Oboistin auf drei Säulen – Orchester, Solo, Lehre. »Die drei Dinge gehören zusammen, weil sie sich ergänzen!«

Mit ihren Aufnahmen geht Céline Moinet ungewöhnliche Wege und verlässt auch mal die ausgetretenen Pfade. Da sieht sie sich schon ein bisschen als »Anwältin des Instruments«. Nicht, weil man etwas verteidigen müsste, sondern weil die Oboe »ruhig noch mehr in den Fokus rücken darf«. Durch Kollegen wie Albrecht Mayer sei das Instrument zwar populärer geworden, aber in der Programmgestaltung werde es noch immer ein bisschen stiefmütterlich behandelt. Da gehen die Veranstalter auf »Nummer sicher«. Generell sei wenig Platz für Bläser – »und noch weniger für die Oboe. Das ist schade. Aber ich hoffe...« Die Musikerin lacht.

»Das geht nicht? Doch! Alles immer »korrekt« zu machen, ist ja langweilig.«

Wenn die Französin Projekte angeht, stehen weder das Repertoire noch das jeweilige Instrument als Initialzündung parat. »An allererster Stelle stehen die Menschen«, erklärt sie. Miteinander eben. »Die Chemie muss stimmen. Dann entsteht etwas.« So kam es in der ungewöhnlichen Besetzung für Oboe und Harfe zum Album »Meditations«, auf dem einige der berühmtesten Szenen der romantischen Oper neu eingespielt wurden. Auch der aktuelle Tonträger »Schumann Romances« (siehe CLARINO 3/2018) basiert auf Vertrauen. Der Pianist Florian Uhlig ist ein Kollege an der Hochschule. Ist das Vertrauen da, »passiert auf der Bühne auch mehr! Als Oboist hat man es sehr schwer, weil alles innen bleibt, die Vibration, die Luftführung. Ich bewege mich natürlich, aber ich bin nicht der extrovertierte Typ.« Ein bisschen aber schon, denn heute macht sie auch Dinge, »die ich früher nie gemacht hätte«. Da weist sie auf den Trompeter Sergei Nakariakov, der auf dem Flügelhorn auch schon mal ein Cellokonzert spielt oder ein Oboen-

konzert von Haydn. »Das muss man sich erst mal trauen!« Céline Moinet strahlt. »Man denkt: Das geht doch nicht! Aber alles immer »korrekt« zu machen, ist ja langweilig.« Schumann für Oboe bearbeiten geht nicht? Und wie das geht!

Céline Moinet spielt die Oboe, sie »arbeitet« sie nicht. Wie schafft man es, das Oboenspiel so leicht aussehen und klingen zu lassen? Das sei schlicht eine Frage der Technik, zuckt sie mit den Schultern. »Man muss die Vibration erleben und akzeptieren – nicht dagegen arbeiten. Oboisten, die rot anlaufen oder einen dicken Hals bekommen, halten den Druck in sich und wollen ihn mit Kraft ins Instrument spielen.« Sie sei, so einfach das klingen mag, für »less is more: weniger Kraft, weniger Druck, alles ganz direkt ins Instrument. Das Instrument bin ja ich!« Wichtig sei zudem ein guter Ansatz. Man darf nicht drücken, sollte ganz natürlich agieren. »Als Musiker will man natürlich phrasieren und nicht quetschen. Einfach raus damit! Um den Ton zu erzeugen, muss man locker bleiben. Was angespannt ist, klingt nicht.«

Und der Klang ist ja das Faszinierende an der Oboe. Das Repertoire belegt es. Der sehr besondere Ton des Instruments kann sehr dominant, tragend sein. Aber eben auch emotional, ausdrucksvoll. »Das nutzen die Komponisten in den großen Opern und im sinfonischen Repertoire. Ausdruck ist das entscheidende! Man kann mit der Stimme des Instruments sehr viel sagen. Das berührt.« Céline Moinet ist sich sicher, dass viele Menschen nicht einmal den optischen Unterschied zwischen Klarinetten und Oboen kennen würden, »aber sie hören den klanglichen Unterschied«.

Es gibt Oboisten, die immer locker sind. »Ich glaube, wenn man älter wird, wird es leichter. Mit der Erfahrung kommt die Entspannung. Man muss nicht mehr wie jemand klingen, man klingt wie man selbst.« Muss sie dann auch nicht mehr so viel üben? »Nein, das nicht!« Sie lacht. Sie vermeidet das Wörtchen »leider«. »Üben gehört dazu und ich übe gerne.« Das sei wie Joggen. »Ich tu was für meinen Körper. Danach ist man ausgeglichener, fit, jünger.« Sie zieht einen weiteren Vergleich: »Üben ist wie Zähne putzen. Die Frage nach dem »Ob« stellt sich nicht. Wir arbeiten mit dem Atem – und das kostet nun mal Zeit. Ab und an muss man sich zwingen.« Und am Ende steht eben das klingende Ergebnis. ■

celinemoinet.com

Foto: Gregor Hohenberg

